Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 81 (1987)

Heft: 6

Artikel: Briefe aus Nicaragua : die Widrigkeiten des nicaraguanischen Alltags ; Die evangelische Kirche : konservativ, aber nicht korrupt ; Ein paar Tage in El Salvador - ein einziger Alptraum ; Wie eine verlogene Amtskirche der Ermordung Romeros gedenkt ; Salva...

Autor: La Roche, Käthi

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143346

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Käthi La Roche

Briefe aus Nicaragua

Die Widrigkeiten des nicaraguanischen Alltags

Managua, 23. März 1987

Liebe Freunde

Ich habe länger nicht mehr geschrieben . . ., da es mich einfach sehr viel Anstrengung kostete, mit den Widrigkeiten des nicaraguanischen Alltags zu kämpfen, und da mich das zeitweilig ziemlich deprimierte. Das Transportsystem ist in den letzten Wochen beinahe zusammengebrochen: einmal, weil der Unterricht an den Schulen begonnen hat und jetzt am Morgen auch die Studenten und Schüler an den Bushaltestellen stehen, zum andern, weil es im Augenblick kein Benzin und kein Diesel gibt (bzw. nur rationiert, bis Ende Monat). Es fahren also noch weniger Busse für viel mehr Leute. Sich in eins dieser Dinger zwängen zu müssen, gleicht einem Kampf ums Überleben. . . und der wird nicht immer mit fairen Mitteln geführt. Es gibt zur Zeit auch kein Gas. Bis Ende Monat. Leider ging es uns schon Mitte Monat aus. Jetzt kochen wir im Hof auf einem kleinen Holzkohlefeuerchen. Und weil Holzkohle teuer ist, halt nur einmal im Tag.

Ja, und so ginge das Lied weiter, wollte ich jetzt eine Klagelitanei anstimmen. Es gibt keine Eier, es gibt keine Milch, aber es ist nicht in erster Linie das, was zehrt. Vielmehr das andere: zusehen, wie es die Leute zermürbt und müde macht, wie die Spekulation Auftrieb erhält. Oft denke ich, die Gefahr, dass diese Revolution scheitern könnte, liege auf dieser Ebene. Aber ich will nicht schon wieder spekulieren, lieber einfach erzählen.

Schwierigkeiten hatte ich anfänglich auch mit meiner «Arbeit». Ihr wisst ja, dass ich an einer evangelischen theologischen Fakultät bin. Diese Fakultät ist relativ jung, und eines ihrer Hauptprobleme ist, dass sie über keine rechte Bibliothek verfügt. Die Fakultät ist Teil eines Studien- und Forschungszentrums, das neben dem Lehrbetrieb auch noch andere Aufgaben wahrzunehmen versucht – im Dienste der evangelischen Kirchen in Nicaragua. Meine Aufgabe nun besteht darin, mir einerseits einen Einblick in die verschiedenen Arbeitsbereiche des CIETS zu verschaffen (so heisst dieses Studien- und Forschungszentrum) und andererseits die Situation der evangelischen Kirchen in Nicaragua soweit kennenzulernen, dass ich verstehen kann, inwiefern das CIETS ihrer Situation gerecht wird. Kurz, es geht darum, dass ich mit einer Projektbeschreibung finanzielle Hilfe speziell für die Bibliothek organisieren sollte.

Schwierigkeiten aber bereiten die Umstände hier: Einmal wurde die Fakultät zu Beginn des Semesters aus dem Haus, wo sie bisher untergebracht war, beinahe von einem Tag auf den andern rausgeschmissen. Das bedeutete eine überstürzte Züglerei: Der Lehrbetrieb wurde in ein zur Zeit leerstehendes, etwas verkommenes Haus in der Nähe verlegt – das CIETS, die Büros, die andern «Institute» in ein anderes, neu erworbenes, aber noch nicht fertig gestelltes Haus in einem ganz andern Stadtteil . . .

Nach etwa zwei Wochen beinahe aussichtsloser Bemühungen, meine Arbeit überhaupt anzufangen, war ich ziemlich verzweifelt: Ich fand keine Bücher und ich fand nirgends eine ruhige Ecke, in der

ich mal konzentriert was hätte lesen oder schreiben können. Bis ich endlich kapierte, dass ich in diesem Land meinen Arbeitsstil ändern muss.

Die evangelische Kirche: konservativ, aber nicht korrupt

Jetzt reise ich verschiedenen Gemeinden nach, besuche Gottesdienste, predige auch mal, sitze in Vorlesungen und Seminarien rein, mache Interviews mit Pfarrern und Gemeindeleitern. Ja, und so langsam bekomme ich ein Bild von der Situation der evangelischen Kirchen in Nicaragua. Ich will zurückhaltend sein in der Beschreibung – obwohl es viel zu erzählen gäbe, es könnte, meiner eigenen Ambivalenz wegen, missverständlich herauskommen. Nur soviel: Diese Kirche, zersplittert in beinahe hundert verschiedene Denominationen, trägt das traurige Erbe einer traurigen Geschichte ideologischer Propaganda, aber sie birgt in sich auch eine grosse Kraft, denn niemals war sie offizielle Kirche wie die katholische. Sie war und ist zwar jetzt noch konservativ bis reaktionär, aber niemals ist sie diesen offiziellen Pakt mit den Mächtigen eingegangen, der sie vollends korrumpierte. Viele ihrer geistigen Führer und ihrer Gemeindeleiter, vor allem in den pfingstkirchlichen Denominationen, sind theologisch völlig ungeschulte, charismatische Persönlichkeiten. Sie kommen als erwachsene Leute an die Fakultät, mit mehrjähriger Gemeindepraxis und einiger Lebenserfahrung, meistens leider auch mit ökonomischen Problemen, weil sie vielfach schon einige Kinder haben, und fangen mit einer unglaublichen Ehrfurcht an, Griechisch und Hebräisch zu lernen, mit einer unglaublichen Neugierde, die Entstehung des alten und des neuen Testaments zu studieren. Manche erschrecken dabei sehr, kommen mit der Verbalinspiration durcheinander, ziehen sich zurück und beten, dass all dies Theologenwissen ihren Glauben nicht zerstöre. Manche bleiben nach einiger Zeit weg. Und manche beginnen, zwar unter Schmerzen, sich ihrer Geschichte bewusst zu werden und sich eine neue Vision anzueignen von dem, was Christsein im neuen Nicaragua bedeuten könnte . . .

Ein paar Tage in El Salvador – ein einziger Alptraum

Aus der ersten Briefhälfte mögt Ihr den Eindruck bekommen haben, dass mich das Leben in Nicaragua bisweilen hart ankommt – aber nur einen Katzensprung von hier und eine knappe Woche ausser Landes, habe ich mich schon nach den frijolitos hier zurückgesehnt und bin mit Freuden wieder nach Managua zurückgekommen. Ich war nämlich ein paar Tage in El Salvador, bin dahin gepilgert zum siebten Jahrestag der Ermordung Erzbischof Romeros und natürlich auch animiert von den Salvadorianern, mit denen ich zusammenlebe, ihr Land und die Situation, die sie zur Flucht gezwungen hat, besser kennenzulernen. Ich weiss gar nicht mehr, ob ich Euch das schon erzählt habe: Das Haus, in dem ich wohne, gehört der lutherischen Kirche El Salvadors und dient als erste Anlaufstation für die Flüchtlinge, die dieser Kirche angehören und meistens auch durch ihre Vermittlung ausser Landes gebracht werden konnten. Von den 7,5 Millionen Salvadorianern, die es gibt, leben 2,5 Millionen im Exil!! . . .

Die Tage in El Salvador kommen mir vor wie ein einziger Alptraum. Die Repression in diesem Land ist mit Händen greifbar, die Angst der Leute überall zu spüren, jeder misstraut erst mal jedem, das Elend ist allerorten sichtbar. Und dennoch hält die Regierung den Schein von Normalität aufrecht: Am Morgen weckt einen das Radio mit Werbespots für Nescafé und Weichspüler (es gibt keine Hähne, wie sie in Managua die ganze Nacht lang krähen), von den Plakatwänden leuchten Reklamen für irgendwelche Importprodukte aus Amerika, es gibt keine Versorgungs- und Transportprobleme.

Das Problem ist nicht, dass es nichts zu kaufen gäbe, sondern dass den allermeisten Leuten das Geld fehlt, von diesem Angebot profitieren zu können. Das Problem ist nicht, dass es keine Busse und keine Strassen gäbe, auf denen man nicht überall hin gelangen könnte, sondern dass viele Zonen des Landes Zonen militärischer Operationen sind, in denen es gefährlich oder schlicht verboten ist, zu reisen. Und überall sind die Strassen belagert von schwerstbewaffneten Militärs.

Wie eine verlogene Amtskirche der Ermordung Erzbischof Romeros gedenkt

Zum siebten Jahrestag der Ermordung Erzbischof Romeros waren in San Salvador einige Aktivitäten angesagt. Verschiedene Gedenkmärsche der Basisgemeinden, der Co-Madres, der Studentenorganisationen usw. und zum Schluss eine Messe in der Kathedrale. Der jetzige Erzbischof Rivera y Damas liess verlauten, dass von kirchlicher Seite die einzige Aktivität die Messe sei. Damit erklärte er indirekt auch alle andern zu inoffiziellen, d.h. zu subversiven politischen Aktivitäten. Zudem entzog er sich auch seiner Aufgabe, eine Predigt zu halten, indem er ausgerechnet in dieser Zeit seine geistlichen Exerzitien abhielt. Seit der Ermordung Romeros ist die offizielle katholische Kirche längst nicht mehr auf der Seite des Volkes.

Die Feierlichkeiten begannen morgens in der Basilica. Der Örtlichkeiten noch sehr unkundig, fand ich mich zuerst in einer falschen Kirche ein. Keiner der Priester, die dort herumstanden, wollte mir Auskunft geben, wo die Kirche sei, in der sich die Co-Madres treffen würden, um ihren Marsch zu beginnen. In der Verzweiflung nahm ich ein Taxi und verlangte, zur Basilica gefahren zu werden. Der Taxista wollte wissen, zu welcher Basilica, obwohl es nur eine gibt, und stellte sich taub und dumm, als ich ihm mein Anliegen erklärte. Aber er brachte mich wenigstens hin! Dort waren sie bereits alle versammelt, in schwarzen Kleidern, mit weissen Kopftüchern, Kreuzen und Blumen in den Händen, verteilten Liedblätter, Demonstrationsparolen, setzten sich in die Bänke, begannen zu weinen, zu beten, zu singen.

Die Co-Madres sind eine Organisation von Frauen: Müttern und Schwestern oder Ehefrauen von verschwundenen, gefangenen, gefolterten oder ermordeten Angehörigen, von denen es allein in San Salvador mehrere Tausend gibt. Sie fordern Rechenschaft über den Verbleib ihrer Söhne und Männer. «Lebend habt ihr sie uns genommen, lebend wollen wir sie zurück!» ist eine ihrer Parolen, die sie auch an diesem Tag skandierten. Bevor sie sich in Bewegung setzten, feierten sie zusammen in der Basilica eine Messe. Sie sprachen eine deutliche Sprache, obwohl sie natürlich nur in den Gebeten zu Wort kamen, und in ihren Liedern. Die Ansprache des Priesters dagegen war bitter: Er redete dem Volk ins Gewissen, dass die jetzige Situation im Land eine Frucht ihrer aller Sünden sei und eine Prüfung Gottes, in der sie alle geläutert würden. Und dass sie als Christen allen Hass und alle Rachegefühle in sich besiegen müssten, der Gewalt nicht mit Gewalt antworten sollten, sondern Vergebung üben usw. Hohn und Spott, den diese leidgebeugten Frauen mit kieselharten Gesichtern entgegennahmen, um dann in den Gebeten hinterher Gott als Richter anzurufen, der ihnen Recht schaffen solle.

Nach der Messe setzten wir uns in Bewegung. Unterwegs trafen wir andere Gruppen, die sich in derselben Marschroute mit uns zusammen auf die Kathedrale zu bewegten. Die Studentenorganisationen hatten bereits schwere Auseinandersetzungen vor der US-Botschaft hinter sich, wo das Militär sie nicht passieren lassen wollte. Man sah wenig Polizei in den Strassen, nur immer wieder Autos an den Ecken stehen, die schwarze Scheiben hatten, hinter denen man bewaffnete Soldaten vermuten konnte, daneben meistens zwei, drei Zivilisten mit dunklen Brillen und auf den Dächern die

Gewehrläufe auf die Marschierenden heruntergerichtet. Nach zwei Stunden zwischen zusammengebrochenen Gebäuden, die vor allem mit den Parolen der Studenten vollgesprayt waren und den berühmten Worten Romeros «les pido, les ruego, les mando en el Nombre de Dios, cesen la represion!» kamen wir zur Kathedrale. Ein hässlicher Riesenbunker aus Beton, ebenfalls zerrissen vom Erdbeben, in dem vorne ein Neonkreuz auf die Gläubigen herunterleuchtet. Draussen sammelten sich die Studenten unter ihren Kampfparolen, drinnen, die Lautsprecher konkurrenzierten sich, begann der versammelte hohe Klerus die offizielle Zelebration. Bischof Rosa y Chavez hielt eine Ansprache, die mir die Röte vor Zorn und Scham ins Gesicht trieb. Er sprach sich ausdrücklich dagegen aus, dass Romero für politische Zwecke «missbraucht» werde, während dieser einzig ein Mann und treuer Diener der Kirche gewesen sei, redete von seinen hohen geistliche Qualitäten, unterschlug seine Parteinahme für die Armen, und seinen Tod erwähnte er, als wäre der Erzbischof friedlich entschlafen und nicht Opfer staatlicher Gewalt geworden. Und während in den Strassen die Leute schrien: «Monseñor Romero *vive, presente!*», schloss er seine Ansprache mit den Worten: «que Monseñor Romero descause en paz» (ruhe in Frieden!). Es ist empörend und schrecklich zu sehen, wie die Kirche die Interessen der Herrschenden wahrnimmt und verteidigt. Ein Grund, sich für immer von dieser verlogenen Institution abzuwenden. Aber für die meisten Salvadorianer kein Grund, den Glauben preiszugeben. Ihr Kampf für Gerechtigkeit und Frieden lässt sie die Bibel lesen als ein Buch der Ermutigung und das Evangelium verstehen als eine frohe Botschaft – und ihr Glaube umgekehrt gibt ihnen die Kraft, diesen Kampf zu kämpfen, in dem sie ihr Leben aufs Spiel setzen.

Salvadorianischer Staatsterrorismus

Am Tag der Feierlichkeiten für Monseñor Romero wurden in einem andern Stadtteil verschiedene Leute vom Militär festgenommen. Und um die Bevölkerung zu verwirren, erschien in der Zeitung die Meldung, dass zwei «Guerilleros» oder «Terroristen» eine Schule besetzt hätten in San Isidro und 40 Kinder als Geiseln genommen hätten . . . Kein Mensch glaubte die Story, denn es gibt in diesem Land keine «Terroristen», sondern eine Frente, die für die Befreiung Salvadors kämpft, und ihre Kampfmittel sind nicht von dieser Art. Es handelte sich um eine militärische Aktion – nach drei Tagen löste sich der ganze Skandal in nichts auf, die Lage hatte sich normalisiert.

Einmal besuchte ich das Frauengefängnis Ilopango, d.h. zusammen mit einer lutherischen Pastorin besuchte ich ein Mädchen, das vor zwei Monaten Opfer einer dieser militärischen Verhaftungen geworden war. Die ersten 14 Tage werden die unter irgendwelchen Verdächtigungen festgenommenen Leute verschiedenen Verhören unterzogen und gefoltert. Danach werden sie in ein Gefängnis gebracht, das einer Art Camp gleicht: viele Zelte auf einer Wiese und rundherum hohe Mauern, Stacheldraht und scharfe Bewachung. In Ilopango sind 46 Frauen und 16 Kleinkinder untergebracht. Ohne Gerichtsurteil, ohne Anwalt, ohne Rechte, ohne gar nichts. Selbst das Essen muss ihnen von aussen, von Angehörigen gebracht werden. Und freigelassen werden sie nur gegen Geld – je nach angeblicher Gefährlichkeit der Person gegen unterschiedlich hohe Summen. Da die meisten Gefangenen zu den Ärmsten der Armen gehören, bleiben sie oft viele Monate in Ilopango . . .

Ich nahm auch die Gelegenheit wahr, zusammen mit einer Amerikanerin, beim Estade Mayor um ein Gespräch zu bitten. Im Hauptquartier empfing uns ein Oberst Zepeder und klärte uns aus seiner

Sicht auf über die Zustände im Land. Er redete von der Bedrohung der westlich-christlichen Zivilisation durch den Kommunismus, von der Terrorisierung der Bevölkerung durch extremistische Gruppierungen und reproduzierte die ganze Ideologie, wie wir sie ja auch aus unserer Presse kennen. Seine Armee sei ein Instrument zur Aufrechterhaltung des demokratischen Rechtsstaats und zum Schutz der Zivilbevölkerung. Folterungen als mögliche Entgleisungen in Ausnahmefällen kämen vor, würden aber von ihnen aufs schärfste verurteilt.

Noch schlimmer war der Besuch bei der US-Botschaft, die einer wahren Festung gleicht in dieser seit dem Erdbeben in Ruinen liegenden Stadt. Es ist nahezu unglaublich, wie Leute, die *in* diesem Land leben, den Krieg, der mit amerikanischem Geld (2 Millionen Dollar täglich!!) geführt wird, zur Hilfe umlügen können. Mir war ganz schlecht, als ich wieder auf der Strasse draussen stand.

Die Wahrheit liegt wohl näher bei dem, was einem die Leute in versteckten Büros erzählen, zu denen man nur durch Garagentore Zutritt findet und mittels komplizierter, verschlüsselter Weganleitungen von eingeweihten Personen: die Leute von der Organisation der Desplazados, die vom Militär aus den «befreiten» Zonen vertrieben wurden gemäss der Devise: um den Fisch zu fangen, muss man ihm das Wasser ablassen – d.h. um die Guerilla zu besiegen, muss man ihr den Rückhalt in der Bevölkerung nehmen –, die Leute von der Organisation «derechos humanos non gobernamentales», die Co-Madres usw. In Salvador schützt das Militär die ökonomischen Interessen einer dünnen Oberschicht von ca. 14 Familien und die Interessen des US-Imperialismus und vernichtet alles und alle, die um des Überlebens willen andere Interessen vertreten. Es führt einen blutigen Krieg gegen das eigene Volk. Die FMLN hat nur ca. 5000 Mann, aber eine ziemlich starke Unterstützung im Volk. Vielleicht, hoffentlich, triumphiert sie eines Tages wie die FSLN in Nicaragua . . .

Der Brief wird lang – ich höre jetzt auf, um ihn auf die Post zu bringen und weil ich ja auch noch was zu erzählen haben muss, wenn ich zurückkomme. Ich bin froh, wieder in Managua zu sein, wo einem keine tiefffliegenden Flugzeuge und Maschinengewehrsalven aus dem Schlaf reissen, ertrage Hunde und Hähne und schlechtes Essen wieder leichter und verstehe noch einmal anders und besser, was die Revolution für Nicaragua bedeutet.

Nicaragua
kämpft mit Ermüdungserscheinungen

Managua, 12. April 1987

Liebe Freunde

Meine Zeit in Nicaragua geht zu Ende. Nächste Woche fliege ich nach New York . . . Ich verlasse Nicaragua nicht nur begeistert. Vor allem in den letzten paar Wochen in Managua ist mein Verhältnis zu diesem Land ein realistischeres geworden. Die Solidarität wurde ihrer schwärmerischen Komponente beraubt. Denn die Wohn- und Lebensverhältnisse, die Arbeitsbedingungen *und* auch die menschlichen Beziehungen waren für mich ziemlich schwierig. Ich fühlte mich oft unwohl, überall ein bisschen im Wege, ein wenig überflüssig, nicht besonders willkommen, eine zusätzliche Belastung. Und mit meiner bescheidenen Aufgabe konnte ich mir ja auch nicht ernsthaft einbilden, einen wesentlichen Beitrag zur Verteidigung der Revolution zu leisten. Manchmal kam mir einfach irgendwie die Legitimation abhanden, noch weiter hier sein zu können (vor allem, da ich auch um vieles weniger effizient arbeitete als zu Hause).

Vielleicht habe ich einfach einen Desillusionierungsprozess durchgemacht. Ich habe viel gelernt darüber, was es heisst, wenn ein sog. unterentwickeltes Land anfängt, sich langsam aus dem Dreck herauszuarbeiten. Dass eine Revolution nicht nur eine aufregende Sa-

che, sondern ein langer und anstrengender Prozess ist. Und dass Befreiung wesentlich mehr beinhaltet als den Sturz eines Tyrannen. Trotz einiger ziemlich negativer Erfahrungen (z.B. mit einer fürchterlichen Bürokratie) haben die Nicaraguaner meine Sympathie und Solidarität nicht verloren, im Gegenteil. Ich weiss jetzt nur besser, dass Solidarität nichts, aber auch gar nichts mit Mitleid zu tun hat und sich von jedem Paternalismus befreien muss. Tönt vielleicht etwas blöd und war Euch allen längst schon klar – mir im Kopf auch.

Ich glaube, Nicaragua kämpft gegenwärtig mit Ermüdungserscheinungen. Acht Jahre nach der Revolution und noch immer kein Friede. Die Parole für dieses Jahr heisst: «Aqui ne se rende nadie» (hier ergibt sich niemand). Die Begeisterung über die langerkämpfte Freiheit in der Zeit unmittelbar nach dem Triumph scheint sich langsam aufzuzehren in dem zermürbenden Kampf gegen einen übermächtigen Feind. Auch wenn die Contra militärisch für besiegt gilt, ist sie doch immer noch imstande, von Nicaragua einen übermässig hohen Verteidigungspreis zu fordern. Und was in die Verteidigung geht, fehlt in der Produktion. Zusammen mit der Wirtschaftsblockade durch die USA wirkt sich das ganz verheerend aus auf die Ökonomie des Landes. Neben dem Schmerz über die vielen Toten – 35'000 Menschen verloren seit 1979 in diesem Krieg bereits das Leben, mehr als ein Prozent der Bevölkerung – ist es vor allem das, was die Leute zermürbt: Jeden Tag den Gürtel enger schnallen. Es ist zwar nicht so, dass es nichts zu essen gäbe, aber es gibt eben zu wenig und nicht von allem. Viele nutzen diese Situation zum eigenen Vorteil: Die Spekulation blüht. . . Letzte Woche mussten die staatlichen Betriebe eine Lohnerhöhung von 40 bis 60 Prozent in Aussicht stellen. Das hatte zur Folge, dass schon über Nacht Milch und Butter das Doppelte kosteten. Wer Dollars hat, kommt nicht zu Schaden, sondern bekommt für sein Geld auch schon über Nacht das Doppelte: statt 2300 jetzt 4500 Cordobas pro Dollar. Das erhöht allerdings die Beliebtheit der Ausländer bei den Leuten auch nicht gerade.

Dass auch der Nationalstolz der Nicaraguaner nicht ganz frei ist von einer gewissen Fremdenfeindlichkeit, kann man verstehen als Reaktion auf die Erfahrungen, die sie mit Europäern und Amerikanern in den vergangenen Jahrhunderten gemacht haben. Zudem befinden sie sich in einem echten Dilemma: Es gibt nicht genügend einheimische Fachleute (Ökonomen, Ingenieure, Ärzte, Theologen), sodass Nicaragua darauf verzichten könnte, ausländische Experten beizuziehen. Die wenigen, die es gab, sind grossenteils abgehauen. Und an verantwortungsvollen Stellen, in den Ministerien z.B., sitzen Leute, die sich zwar um die Revolution verdient gemacht haben, aber sich nicht die nötige Kompetenz erwerben konnten, um ihren Führungsaufgaben nun auch gerecht zu werden. Aber auf der anderen Seite ist diese Einsicht kränkend und muss immer ein bisschen abgewehrt werden. Das hat zur Folge, dass man den Ausländern zu verstehen gibt, dass man in keiner Weise mehr bevormundet werden will . . . Auch mir ging's nicht anders. Ich bekam zwar eine Aufgabe zugeteilt, aber ich erhielt nicht die nötige Unterstützung, um sie auch gut erfüllen zu können. Im Gegenteil, es gab Leute, die mich auf unangenehme Weise paralysierten. Ich habe einige Ausländer kennengelernt, die deswegen ziemlich bitter geworden sind und nicht mehr fähig zu einer konstruktiven Kritik. So kann sich Solidarität in ihr Gegenteil verkehren . . .